

Lebenskunst – Wovon leben wir?

Fachtag für Multiplikatorinnen in der Bildungsarbeit
Fachbereich Erwachsenenbildung und Familienbildung
Zentrum Bildung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau
Februar 2011

Lebenskunst in philosophischer Perspektive

Kurzfassung des Vortrags am 17. Februar 2011

PD Dr. Ute Gahlings

Teil I: Historische Perspektive: Lebenskunst in der Philosophie

„Philosophie ist das Sichbesinnen des Menschen auf sein Sichfinden in seiner Umgebung.“ Wenn Hermann Schmitz (1995, 5) Philosophie auf diese Weise definiert, so bindet er den Reflektionsraum der traditionellen Philosophie an die konkrete Situation des Menschen, mithin an die gesamte Sphäre seines Seins bis hin zum ursprünglichen, unwillkürlichen Betroffensein. Der Bewältigung dieses Betroffenseins dient im Kern die Lebenskunst, und so gewinnt der Mensch im Sichbesinnen auf sein Sichfinden eine Orientierung für die Ausrichtung seines persönlichen Lebens. Eine solche Rückbindung an die unmittelbare Lebenserfahrung ist in der zeitgenössischen Fachphilosophie selten. Lebenskunst ist jedoch ein genuin philosophischer Topos, der schon in den Anfängen der europäischen Philosophie eine zentrale Rolle spielte. Dabei ging es nicht nur um theoretische Anleitung, sondern auch um praktische Einübung. Selbstkultivierung betraf z. B. den asketischen Umgang mit Gelüsten, die Freundschaftspflege, die Diätetik, Schweigeübungen oder Selbstprüfungen. In der meditativen Vorbereitung auf den Tod wurde Lebenskunst auch eine Kunst des Sterbens, ja Philosophie selbst zur ‚Einübung in das Sterben‘.

Sokrates hebt die Notwendigkeit der *Selbstsorge* hervor. Die in der Philosophie erreichte Einsicht solle den Menschen zur rechten Lebensführung befähigen. Nach Platon ist das Leben an der Idee des Guten, Wahren, Schönen zu orientieren. Jedoch hat die Selbstsorge neben der individuellen auch eine politische Bedeutung: Sie ist Sorge um Andere und um die Gemeinschaft. Gerade darauf insistiert Aristoteles. Ziele der Lebenskunst sind Vortrefflichkeit und Glückseligkeit; erreicht werden sie durch die auf der Basis von Klugheit getroffene Wahl.

In nachsokratischer Zeit entwickeln sich weitere Entwürfe zur Selbstmächtigkeit. Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit charakterisieren die kynische Schule. Die Epikureer erstreben ein

lustvolles Leben durch den kalkulierten Umgang mit Lust und Schmerz. In der stoischen Lebenskunst soll der Mensch sich aus dem Alltag zurückziehen und sich in Selbstsorge auf das richten, was in seiner Macht steht. Alles andere sei im Zustand des ‚Freiseins von Unruhe‘ hinzunehmen. Diese philosophische Erbschaft von Jahrhunderten wird bei Plutarch in eine abgeklärte Lebensklugheit überführt, die um das Maß und den rechten Zeitpunkt weiß.

Einzelne Themen und Techniken der antiken Lebenskunst wurden vom Christentum übernommen – durch das Ordenswesen sowie die Kirchenväter und auch -mütter, zum Beispiel Mystikerinnen. Auch die erste europäische Berufsschriftstellerin, Christine de Pizan, schrieb eine Anleitung zur Lebensklugheit für alle weiblichen Lebensformen.

Michel Montaigne gilt dann als der große Wiederentdecker der Tradition philosophischer Lebenskunst. Die Philosophie ist es, „die uns lehrt, zu leben“, sagt Montaigne (Essais, I, 26). Er ergänzt die Tradition um die Konzeption einer ‚essayistischen Existenz‘. Der Essay ist nicht nur eine neue literarische Form, sondern – angesichts des Verlusts von Selbstverständlichkeiten – ein existenzieller Versuch des Experiments mit der eigenen Existenz.

Nach Montaigne übernimmt im 17. und 18. Jahrhundert die Moralistik das Feld der Lebenskunst. Das aufgeklärte Individuum soll schließlich durch Anwendung von Wissen lernen, sich selbst zu führen. Der Lebenskunstdiskurs der Aufklärung greift auf antike Entwürfe zurück, ist aber recht schillernd. Kant weist der Lebenskunst ihren systematischen Ort in der Ethik und einer „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ zu.

Das Nebeneinander von populär-oberflächlichen und tiefgründig philosophischen Entwürfen bestimmt die Historie zur Lebenskunst auch im 18. und 19. Jahrhundert, nun in den Spielarten Diätetik und Ästhetik. Schillers ästhetische Erziehung, Schlegels Lebenskunstlehre, Novalis ‚Kunst zu leben‘ und die romantische Lebenskunst gehören eher zur zweiten Variante. Nietzsche erinnert emphatisch an die antiken Modelle der Selbstmächtigkeit.

Am Übergang zum 20. Jahrhundert generiert die Lebensreformbewegung einen großen Aufbruch zur alternativen Lebensgestaltung. Ab 1906 erscheint in Leipzig die Zeitschrift „Die Lebenskunst“, die verschiedene Reformbestrebungen verknüpfen will. Im philosophischen Kontext wird Lebenskunst dann erneut von der Lebensphilosophie, der Phänomenologie und der Existenzphilosophie aufgegriffen. Aus dem lebensphilosophischen Umfeld stammt der Versuch von Hermann Graf Keyserling, in einer „Schule der Weisheit“ theoretische Fundierung mit konkreter Praxis in Übungen, Exerzitien sowie einer Lebensberatung zu verbinden.

Das Feld der Lebenskunst wird im 20. Jahrhundert auch durch die Psychologie nachhaltig bestellt. Der boomende Markt für spirituelle Lebenshilfen und die Bewegung der Philosophischen Praxen zeigen, wie virulent die Fragen der Lebensbewältigung heute sind.

Teil II: Das Bedürfnis nach Lebenskunst in der postmodernen Gesellschaft

Menschen suchen Orientierung darüber, wie das Leben zu leben ist, vor allem in Zeiten, die eine existenzielle Ratlosigkeit mit sich bringen. Die Moderne hat das tradierte Gefüge von unhinterfragten Selbstverständlichkeiten aufgebrochen und freie Subjekte hervorgebracht, die den Anspruch artikulierten, über ihr Leben und die Lebensverhältnisse selbst zu bestimmen. Die Postmoderne potenziert diesen Anspruch und bestimmt sich vor allem durch eine Krise der Wirklichkeit. Wilhelm Schmid (1998, 103) schreibt dazu:

„Was ist überhaupt noch Wirklichkeit? Das immense Anwachsen des Möglichkeitsfeldes treibt diese Frage hervor. Das fortgeschrittene Befreitsein von Bindungen und Abhängigkeiten führt einen Zustand der Beliebigkeit herbei, der wortreich beklagt wird, aber nicht behoben werden kann, da er die zwangsläufige Konsequenz der Freiheit des modernen und postmodernen Menschen ist. Daher die Diskursexplosion im Bereich der Ethik ... Mehr als jemals stellt sich das Problem der Wahl und die Frage nach einer ‚Lebenskunst‘.“

Und es geht bei weitem nicht um Existenzdesign oder Lifestyle, also die Selbstinszenierung von Individuen, bei der das Bedürfnis nach Gestaltung nur im Dekor zum Ausdruck kommt. Diese Oberflächenprobleme der Spaßgesellschaft werden längst durch mächtige Industrien für Lebensmoden bedient. Die Orientierungslosigkeit liegt tiefer, ist ernster, augenfällig in jenen Feldern, die gerne ausgeklammert werden, etwa des Krankseins und Sterbens, manchmal auch des Gebärens. Doch schon die normale Lebensführung bringt heute Aufgaben mit sich, für deren Lösung es allzu viele Möglichkeiten gibt. Techniken der rechten Wahl werden allerdings nicht mitgeliefert, sind kein Gegenstand von Bildung und Erziehung.

Die Zurückweisung religiöser Formen für die Lebensführung hat ein Vakuum freigesetzt, das neu gefüllt, ja belebt werden muss. Das Leben wird zur „selbst zu gestaltenden Aufgabe, zum individuellen Projekt“, und diese Situation spitzt sich zu „durch die in unerhörtem Maße zirkulierende Gesellschaft, die sämtliche Formen, die das Leben bestimmen, in ihren Wirbel unablässiger Bewegung zieht“. In die Lebensführung müssen „Formen des Übergangs, des Wechsels“ eingehen; es stellt sich das Problem „des Lebens in verschiedenen Kulturen, des Unterwegsseins als Form der Existenz“ (Schmid, 1998, 119). Lebenskunst muss sich im gesellschaftlichen Feld situieren, so dass sie sozialer Isolation, Problemen bei der Partnersuche oder Familiengestaltung begegnen kann. Sie muss auf medizinische und andere Technologien reagieren, die den Menschen vor brisante Fragen nach dem Umgang mit seinem Körper stellen. Selbst eine ökologische Lebenskunst wird diskutiert. So sucht das postmoderne Subjekt Orientierung für die Bewältigung des Lebens im Reich der Möglichkeiten und der Widersprüche.

Teil III: Philosophische Grundlagen der Lebenskunst

Lebenskunst kann erst dann in einen legitimen theoretischen Rahmen eingebettet werden, wenn man die autonome Bestimmung des Menschen zugrunde legt. Dieses Konzept ist aber in der philosophischen Anthropologie damit zu konfrontieren, dass die Selbstmächtigkeit durch die strukturellen und situativen Bedingungen des Menschseins begrenzt ist. Menschliches Dasein spannt sich auf in Faktizität und Entwurf.

Hannah Arendt hat der philosophischen Tradition, die das Dasein in den Horizont der Mortalität stellt, das Paradigma der *Natalität* entgegen gehalten. Die Geburtlichkeit verweist auf die Bedingtheit des Menschen: So finden wir uns zunächst in einem sozialen Feld vor, das uns schicksalhaft zufällt, und zeitlebens bleibt Unverfügbares erhalten. Gleichwohl lässt sich aus der Natalität mit Arendt der Gedanke des Initiiums ableiten. ‚Damit ein Anfang sei, wurde der Mensch geschaffen‘, zitiert sie Augustinus (De Civitate Dei, XII, 20). Mit jeder Geburt kommt ein nie da gewesener Mensch in die Welt. Mit ihm kann die Welt anders, sogar besser werden, weil er nicht nur ein Anfang ist, sondern einen Anfang setzen kann.

Diese von Arendt (2002) so stark gemachte Dimension des Initiiums, die sich auf die Ebene des Handelns, gerade im Politischen bezieht, lässt sich durch Martha Nussbaums Konzeption des Menschen ergänzen. Diese besticht durch interkulturell zustimmungsfähige Grundparameter. Zur menschlichen Lebensform gehört nach Nussbaum (1999, 190-196):

Sterblichkeit

Der menschliche Körper (Hunger und Durst: Bedürfnis nach Essen und Trinken;
Bedürfnis nach Schutz; sexuelles Verlangen; Mobilität)

Die Fähigkeit, Freude und Schmerz zu empfinden

Kognitive Fähigkeiten: Wahrnehmungs-, Vorstellungs-, Denkfähigkeit

Frühkindliche Entwicklung

Praktische Vernunft

Verbundenheit mit anderen Menschen

Verbundenheit mit anderen Arten und mit der Natur

Humor und Spiel

Getrenntsein: jede/jeder ist ‚Eines‘, unterscheidbar von jedem Anderen

Starkes Getrenntsein: jedes Menschenleben hat seine eigene gesonderte Existenz.

Mit diesen Existenzialien fundiert Nussbaum ihren *Fähigkeiten-Ansatz* als Basis- und Minimal-konzeption des Guten. Zu einem guten menschlichen Leben gehören Grunfähigkeiten wie z. B. die gewöhnliche Lebenszeit ausschöpfen zu können, bei guter Gesundheit zu verbleiben, mobil zu sein, lustvoll zu erleben oder die fünf Sinne benutzen und Bindungen zu anderen Personen entwickeln zu können, sowie fähig sein zu Überlegungen zur Planung des eigenen Lebens, fähig sein zu Formen gesellschaftlicher und familiärer Interaktionen, fähig sein, das eigene Leben in seiner eigenen Umwelt und in seinem Kontext zu führen usw. (Nussbaum, 1999, 200-202). Diese

reichhaltige, wenngleich vage Konzeption, die sich an Fähigkeiten, nicht an Handlungsweisen orientiert, konkretisiert doch zentrale Elemente eines guten Lebens.

In Stufe eins nennt Nussbaum (1999, 194) z. B. unter „Praktische Vernunft“ folgende Eigenschaft: „Alle Menschen planen und organisieren ihr Leben (oder versuchen es zumindest), indem sie fragen und Antworten auf die Frage finden, was gut ist und wie man leben soll. Darüber hinaus möchten sie in ihrem Leben ihre Gedanken verwirklichen. Sie möchten fähig sein, zu wählen, zu urteilen und dementsprechend zu handeln. Diese allgemeine Fähigkeit hat viele konkrete Formen und ist auf komplexe Art und Weise mit den emotionalen, imaginativen und intellektuellen Fähigkeiten verbunden.“ Aus dieser Eigenschaft formuliert Nussbaum (1999, 201) in Stufe zwei die Grundfähigkeit, „eine Vorstellung des Guten zu entwickeln und kritische Überlegung zur eigenen Lebensplanung anzustellen. Dies schließt heutzutage die Fähigkeit ein, einer beruflichen Tätigkeit außer Haus nachzugehen und am politischen Leben teilzunehmen.“

Schon in diesem einen Punkt wird deutlich, warum Nussbaum ihren Ansatz nicht mehr nur als Basis einer lokalen Ethik der Entwicklungspolitik, sondern zunehmend als Grundlage einer globalen Ethik versteht. Das „Vorhandensein der menschlichen Fähigkeiten“ begründet „den moralischen Anspruch auf Entfaltung“ (Nussbaum, 1999, 205). Dieser richtet sich „an andere Menschen“ und „insbesondere, wie Aristoteles es sah, an die Regierung“ (ebd., 206). Wenn eine Fähigkeit des Menschen die Praktische Vernunft ist, so muss durch die Verwirklichung aller anderen Fähigkeiten gewährleistet sein, dass er diese entfalten kann.

Die Ausführlichkeit, mit der hier der Ansatz von Nussbaum zum Tragen kommt, ist darin begründet, dass Lebenskunst häufig als nur individuelle Lebensgestaltung missverstanden wird. Doch schon in den antiken Ansätzen ist die Selbstsorge auch Sorge für Andere und wird explizit als politische Aufgabe konzipiert. Wenn es ein existenzieller Imperativ der Lebenskunst ist, das individuelle Leben so zu gestalten, dass es lebens- und bejahenswert ist, dann muss dafür Sorge getragen werden, dass auch die Mitmenschen ihr Menschsein entfalten können. So ist die Sorge um die Verwirklichung eines Minimalstandards des guten Lebens der Tatsache geschuldet, dass dieser Lebenskunst überhaupt erst ermöglicht.

Teil IV: Übungen und Techniken der Lebenskunst

Zu Übungen und Techniken der Lebenskunst kann sich die Philosophie nur allgemein, nicht etwa präskriptiv äußern. So nennt z. B. Schmid (1998, 325-398) folgende Aspekte:

- Arbeit an der Sorge: Das Netz der Gewohnheiten knüpfen
- Aufhebung der Sorge: Die Lüste genießen
- Anstoß zur Sorge: Vom Sinn der Schmerzen
- Äußerste Sorge: Vom Leben mit dem Tod
- Grundlegende Technik: Die Zeit gebrauchen
- Experimentelle Technik: Auf den Versuch hin leben

Technik des Umgangs mit Affekten: Kunst des Zorns
Technik des Umgangs mit Widersprüchen: Kunst der Ironie
Technik der Umkehrung: Negativ denken
Aussetzen von Lebenskunst: Melancholie
Einsetzen von Lebenskunst: Gelassenheit.

Greifen wir aus dieser Liste zwei Aspekte heraus. Zunächst den *Umgang mit Gewohnheiten*: Es ist eine alte Weisheit, dass ‚Übung die Meisterin‘ macht, und ganz gleich, worin man sich üben möchte, daraus eine Gewohnheit zu machen, ist effektiv. Sich die Gewohnheit zur Helferin der Lebenskunst zu machen, erscheint gerade im Zeitalter der Beliebigkeit und Unverbindlichkeit unabdingbar. Im Ritualwesen oder Brauchtum ist diese Lebenskunsttechnik seit jeher kulturübergreifend fest verankert. Postmoderne Menschen sind aber wohl aufgerufen, Gewohnheiten kritisch zu prüfen, selbst zu gestalten oder sogar erst zu erfinden.

Nun zur *Gestaltung der Zeit*: Ein reflektierter Gebrauch der Zeit gilt im Berufsalltag der Ökonomisierung des Arbeitsverhaltens. Obwohl die Freizeit keinem Zeitmanagement unterliegen muss, ist auch der Freizeit-Mensch häufig gestresst, weil er in selbst geschaffenen Programmen stecken zu bleiben droht. Zeiten des Nichts-Tuns werden sogar generell negativ bewertet. Lebenskunst bedeutet, mit den Widersprüchen im Gebrauchen und Verbrauchen von Zeit „vorsätzlich und bewusst zu leben“ (Schmid, 1998, 359), d.h. die Zeit zu nutzen, sie aber auch mit Absicht einmal dahin gehen zu lassen, etwa in der Kunst des Müßiggangs.

In Techniken, die Schmid nicht erwähnt, z. B. zur *Konzentration*, *Meditation* und *Entspannung*, werden die Spielräume der Polarisierung aufgesucht und eingeübt. Sie sind für die Lebenskunst heute sehr wichtig. Die postmoderne Welt bringt Menschen hervor, die schon in jungen Jahren mit ihrem Lebens-Stress überfordert sind und unter dem Imperativ ständiger Selbstkontrolle emotional verarmen. Da sie häufig auch in ihrer leiblichen Existenz um Orientierung ringen, ist es notwendig, Konsequenzen für weitere Aspekte konkreter Kultivierung zu ziehen.

Teil V: Zur Bedeutung des Leibes für die Lebenskunst

Zu den strukturellen Bedingungen des Menschen gehört, dass er durch *leibliche Dispositionen* konstituiert ist. Er entfaltet in Interaktionen mit der Welt vom Lebensbeginn an ein komplexes Sensorium (Sinnesgefüge), Motorium (Bewegungsgefüge) und Responsorium (Reaktionsgefüge). Die *leibliche Lotung* stiftet die Einheit dieser Trias. Sie drückt sich in allgemeinen und in aktuell-situativen Haltungen aus: Die vor Freude hüpfenden Kinder, die leichtfüßig ‚schwebenden‘ Verliebten, die schwer, aber hoffnungsvoll an ihrem Leib tragenden Schwangeren, die sich dahin schleppenden Betagten etc., sie alle fühlen ihren Leib in spezifischer Lotung durch eine enge Verwobenheit von Haltung, Atmung und Gefühlsdisposition.

Grundlage jeder leiblichen Strukturierung ist die Eindrucksfähigkeit und „mnemonische Potenz des Leibes“ (Rappe), eine Art ‚Speicherkompetenz‘, wie sie etwa in der Sprachentwicklung oder der erlernbaren Motorik deutlich wird. In den Sozialisationsverfahren habitualisiert sich die im Leib fundierte *personale Identität* durch individuelle Vermittlungs- und Anpassungsleistungen in einer zugleich strukturierenden wie strukturierten Struktur. Die Trägheit des *Habitus* (Bourdieu), das *Leibgedächtnis* und die *mnemonischen Schleifen* begrenzen das Feld und Tempo möglicher Veränderung. Gegenüber der biographisch festgewachsenen Leiblichkeit lässt sich dennoch die Natalität geltend machen. Der Mensch agiert durchaus als Initium und verfügt über einen Spielraum im Selbstverhältnis. In Zeiten der Leibvergessenheit bleibt dieser Spielraum für die Leibbeziehung aber häufig ungenutzt.

In der Leistungsgesellschaft ist die Leibbeziehung häufig Ausdruck eines Disziplinierungsprozesses, der durch die natur- und technikwissenschaftlich infiltrierte Intellektualkultur auf eine Objektivierung des Körpers zielt. Über das, was der Körper ist, was ihm nützt oder schadet und wie er auszusehen hat, lässt man sich durch Körperexperten belehren, also Ärzte, Ernährungswissenschaftler, Hygienekommissare, Kosmetikspezialisten, Modeberater, Wellnessakteure, Sport- und Fitnesstrainer etc. Eine Vergegenständlichung des Körpers, seiner Teile, ja sogar unsichtbarer Substanzen wird tagtäglich in die Köpfe der Menschen kolportiert und evoziert jene Körperbilder, Arbeitsmodelle und Handelsmärkte, die für den Umgang mit dem *body* charakteristisch sind. In leiblicher Existenz kennt sich der postmoderne Mensch dagegen nicht aus.

Die für die Lebenskunst zentrale Selbsterkenntnis ist aber nicht nur eine Angelegenheit des Denkens, sondern auch eine des Fühlens und Spürens. Der Mensch ist sogar in besonderer Weise bei sich, im Sinne einer unverwechselbaren Selbsterfahrung, wenn er affektiv betroffen ist. In so durchlebter „primitiver Gegenwart“ sinken die Dimensionen normaler, zur Welt aufgespannter Orientierung ein und verschmelzen zu einem nach Schmitz (2005, 42) so bezeichneten „Hier-jetzt-sein-dieses-ich“. Dabei wird die Leibbeziehung unausweichlich, radikal subjektiv und entzieht sich einer Objektivierung. Für die Lebenskunst ergibt sich hier jedoch ein Paradox: Nur in der reflektierten Denkbewegung ist ein Handeln im Sinne des Initium möglich. Will man aber das Leben im Ganzen meistern, kann man sich der Wirklichkeit von Kontingenz, Unverfügbarkeit und Regression nicht verweigern. Wie aber kann man mittels irgendeiner über die Selbstbesinnung hinausgehenden Technik ein gelungenes Verhältnis dazu finden? Wohl nicht, indem man Regression zwecks Einübung strategisch herbeiführt. Die „personale Regression“, mithin „Ergriffenheit von Gefühlen, Gepacktheit und Faszination, Ausgelassenheit, Jähzorn, Schwermut, Wollust, Angst, Schmerz“ etc., „kann man nicht steuern“, konstatiert Schmitz (2005, 94). Zwar müsse der Mensch „auf etwas stoßen, dessen er nicht Herr ist, um ganz er selbst zu sein

und der Verstiegenheit in einseitiger personaler Emanzipation zu entgehen“, „eine Lebenskunst nach Plan“ wird von Schmitz (ebd.) jedoch abgewiesen.

Dass freilich in der emotional verarmten technischen Zivilisation manchmal extreme Maßnahmen ergriffen werden, um sich als ganzer Mensch zu spüren, z.B. durch Bungee-Jumping, Extremsport, Abenteuerurlaub oder sexuelle Gewaltpraktiken, zeigt die Dringlichkeit einer Rückgewinnung des Leiblichen. Diese kann sich jedoch auch ganz schlicht vollziehen. Schon in einfachen Spürbewegungen kann die leibliche Selbstorganisation präsent werden, ohne dass man mit dem Körper etwas tun muss. Wird die Spürbewegung durch bewusste Leibesführung regelrecht eingeübt und gibt man dem Leib auch einmal Raum zum kreativen Selbstaussdruck, eröffnen sich neue Perspektiven für die Leibbeziehung.

Eine Durchdringung des Leibes im Modus des eigenleiblichen Spürens, geleitet durch methodisch geschichtete Haltung und Bewegung, ist eine wichtige Ergänzung zur reflexiven Denkbewegung. Gerade weil wir körperbesessen und leibvergessen über Jahre einen Habitus ausgebildet haben, der uns allzu oft der Möglichkeit beraubt, in leiblicher Selbsterfahrung Stand zu gewinnen, brauchen wir diese explizite Einübung von Leiberfahrungen. So trägt die Kultivierung der leiblichen Existenz und Präsenz dazu bei, dem Druck zur Objektivierung des Körpers zugunsten der subjektiven Erfahrung leiblicher Integrität entgegen zu wirken.

Eine am Leitfaden von Erkenntnis und Übung vertiefte Leibbeziehung ist die vielleicht größte Herausforderung für die Lebenskunst in der Postmoderne. Sie schafft einen Erfahrungsspielraum für die Verankerung im Sein und im Mitsein in der Welt, der jenseits von Körperkult und Intellektualkultur die Leiblichkeit unserer Existenzform zum gelungenen Leben hin aufschließt und die Bewältigung der regressiven Zumutungen des Lebens zu integrieren vermag.

Quellen:

- Arendt, Hannah: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München 2002
Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1993
Nussbaum, Martha: Gerechtigkeit oder Das gute Leben. Frankfurt a. M. 1999
Rappe, Guido: Interkulturelle Ethik, Bd. I-III. Bochum 2003 ff.
Schmid, Wilhelm: Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt a. M. 1998
Schmitz, Hermann: Situationen und Konstellationen. Freiburg i.Br. u. München 2005
Der unerschöpfliche Gegenstand. 2. Auflage. Bonn 1995

Copyright by PD Dr. Ute Gahlings

info@gahlings.de